

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

2.6.1929 (No. 22)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 22



2. Juni 1929

Wolfgang Joho / Gustav Landauer, ein Revolutionär der Zukunft

Schriftsteller Gustav Landauer ist am 7. April 1870 in Karlsruhe geboren und am 2. Mai 1919 in den Straßenkämpfen der Räterepublik in München erschossen worden. In dieser Wochenschrift, die nach ihrem Programm das gesamte badische Schrifttum zu erfassen sucht, handelt es sich nicht um eine politische Wertung Landauers, sondern um die Würdigung der unantastbaren Persönlichkeit des bedeutenden, tragisch endenden Landmanns lediglich nach seinen Briefen. Uebrigens ist Landauer ein so ausgesprochenes Einzelgänger und entschiedener Gegner sämtlicher Parteien, daß eine parteimäßige Inanspruchnahme überhaupt unmöglich wäre.

Die Schriftleitung.

Der Verlag Rütten und Loening legt ein Buch in zwei Bänden vor: „Gustav Landauer, sein Lebensgang in Briefen.“ Herausgeber ist Martin Buber unter Mitwirkung von Ina Brückner-Schimmer. Lebensgang und Werk vom Jahre 1889 bis zum Tod des Autors erstehen vor unsern Augen an Hand von 600 Briefen; es entsteht mit jener eindringlichen Plastizität und Lebendigkeit, die eine Biographie niemals zu geben vermag, die Gestalt Landauers in ihrer dreifachen Auswirkung, als Literat, Philosoph und Revolutionär, hervortretend aus dem im Hintergrund sich spiegelnden geistigen Kreis Buber, Maithner und verwandter Geister.

Dem Kreis der literarisch Gebildeten ist Landauer, der Literat, hauptsächlich durch sein zweibändiges Shakespearebuch bekannt; der Allgemeinheit verbindet sich mit seinem Namen das Bild der Münchner Revolution und Räterepublik.

Wollte man seine Biographie schreiben, müßte man natürlich den Literaten, den Philosophen und den Revolutionär in gleicher Weise berücksichtigen, man müßte seine Schriften und Uebersetzungen heranziehen. Das würde den Rahmen eines Aufsatzes sprengen, der Landauer nur unter Benützung seiner Briefe und aus ihnen denken will. Eindringlich und klar scheint aber aus ihnen nur der Revolutionär Landauer hervorzutreten. Es soll deshalb im folgenden in einer Zeitung seiner Heimatstadt in bewußter Beschränkung nur eine Schilderung Landauers als Mensch im Staat, als zoon politikon, sine ira et studio versucht werden.

Einordnung.

„Ich bin weder Agitator noch Dichter, sondern eine Synthese von beiden,“ sagt Landauer selbst von sich. Diesen Satz muß man sich unbedingt vor Augen halten, will man nicht seine ganze Gestalt und sein Wirken verzerren und in ein politisches Schema pressen. Weder kann man ihn wegen seines „Aufrufs zum Sozialismus“ oder seiner Tätigkeit als Redakteur des „Sozialist“ politisch als Sozialisten etikettieren, noch in Hinsicht auf seine umfassende, dichterische, literarische und Uebersetzertätigkeit ihm die aktive politische Wirksamkeit überhaupt absprechen und einfach mit dem Schlagwort „Literat“ über ihn hinweggehen; noch ist er auch, obwohl das seinem Wesen am nächsten kommt, Anarchist schlechthin im Sinne von Proudhon und Bakunin. Landauer ist es niemals in erster Linie auf eine festgenagelte politische Uebersetzung angekommen. Ihm stand der Mensch über dem Politiker.

Entwicklung und Bildung der Begriffe.

Kampf gegen den bestehenden Geist, Sehnsucht und Wille zur Neuerung stehen für ihn von vornherein fest. Ebenso sicher ist es für ihn, daß er diesen Willen nicht verwirklichen kann im Rahmen eines bestimmten Parteiprogramms, auch nicht des

sozialistischen. Er sucht und findet seinen Weg selbst durch eigenes Denken und eigene Tätigkeit, zusammen mit dem kleinen Kreis der Freunde, die ihm folgen, ihn verstehen, ihn geistig befruchten und von ihm befruchtet werden. Der dreißigjährige Journalist aus Zwang (das Studium war ihm wegen einer Vorbestrafung aus politischer Ursache verbaut, und seine Immatrikulation in Freiburg zum Medizinstudenten war von der Universitätsbehörde verweigert worden) spricht er mit idealer Begeisterung aus: „Entweder Schönheit und Ganzheit verkünden oder Philistertum vervielfältigen helfen!“ Das sagt noch nichts Bestimmtes, ist das Kraftgefühl und der Wille zum Großen, der in jeder Jugend steckt, das „alles oder nichts“. Ein andermal spricht er von einem Kristallisationspunkt, den die Jugend bilden müsse gegen das Bestehende. Allgemeine, verschwommene Umrisse schweben ihm vor, Opposition gegen den Zeitgeist, aber kein sicher umrissenes Ziel. Dann taucht mit einem Mal, stark betont, das Wort Anarchist auf: „Der Anarchist will, wie alle andern Sozialisten, die materielle Not abschaffen, und will, daß es in Freiheit geschehe unter voller Entwicklung und Aufrechterhaltung der Persönlichkeit, Gruppeninitiative etc.“ Das Grundmotiv ist damit angeschlagen, das ihn bis zum Tode beherrscht, wobei allerdings, wenn man es rückwärtig betrachtet, der Ton stets mehr auf dem zweiten Teil, auf der Entwicklung und Aufrechterhaltung der Persönlichkeit gelegen hat. Das erhellt deutlich aus dem Weg, auf dem man das Ziel erreichen will: Es ist der Weg einer geistigen Revolutionierung, eines geistigen Ins-Voll-Gehens, wobei immer wieder das Bild Tolstois auftaucht (doch muß man sich hüten, einfach die Parallele zu Tolstois zu ziehen oder gar Landauers Anschauung mit der seinen zu identifizieren). Mit dieser primären Betonung des Geistigen der Idee, stellt sich Landauer in bewußter und scharfer Gegensatz zu der materialistischen Geschichtsauffassung, die Landauer einmal als „auschweifend verrückt“ bezeichnet. Was für Marx lediglich Folge und Ausfluß der zwangsmäßig ablaufenden Wirtschaftformen ist, die Kultur, alles Geistige, das ist für Landauer umgekehrt das Fundament, der Unterbau. Notwendige Folge der Erhebung des Geistigen zum gestaltenden Prinzip ist für Landauer die Ablehnung des Staates (an-archia): „Die Trennung der Nation vom Staat, besser gesagt: Das Ende des Staates und die Trennung der Wirtschaftsgemeinschaft von der Sprachgemeinschaft, die Bildung von Sprachkulturgruppen und Wirtschaftskulturgruppen, die sich unberührt kreuzen, aber nicht schneiden und decken, ist die einzige Lösung.“ Landauer möchte also die Errichtung von Kulturgruppen und von Wirtschaftskulturgruppen, die sich beide in ihrer Art frei entfalten sollen, wobei es gleichgültig ist, wenn ein Land mit einem andern eine gemeinsame Wirtschaftskulturgruppe bildet, daß doch die beiden Länder zwei getrennte Kulturgruppen darstellen. Es ist übrigens in diesem Zusammenhang immerhin interessant, daß diese Trennung von Kultur- und Wirtschaftskulturgruppen tatsächlich in Sowjetrußland zur Durchführung gelangt ist, wo einerseits sechs autonome Bundesrepubliken (und noch unzählige kleinere) bestehen, die die Kulturgruppen im Sinne Landauers darstellen, und wo andererseits eine wirtschaftliche Einteilung in 21 sogenannte Rayons vorgenommen wurde (z. B. Nordwestrayon oder fernöstlicher Rayon). Die Wirtschaftskulturgruppen sind streng zentralisiert, die Bundesrepubliken sind dezentralisiert und haben Selbstverwaltung. (Dieses Problem ist übrigens eingehend behandelt in dem sachlich sehr aufschlußreichen Buch von G. Kleinow: „Neusibirien“ in dem Kapitel: „Nationalitäten und Wirtschaftspolitik.“) Allerdings ist das nur dem Buchstaben nach eine Verwirklichung der Pläne Lan-

dauers, da ja in Rußland, auch über den autonomen Kulturzentren zentralisierend die kommunistische Partei steht. Daß diese Parteizentralisation nicht Landauers Idee entspricht, ist notwendige Folge seiner Forderung völliger geistiger Freiheit des einzelnen. Uebrigens hat Landauer auch hier wieder viel mehr die Kulturgruppen im Auge als die Wirtschaftsgruppen, mit denen er sich überhaupt nicht beschäftigt. Für ihn steht eben immer, seiner eigenen Natur und seinem ganzen Geist nach, das freie, geistige, menschliche, durch Staats- und Parteizwang nicht behinderte Individuum im Vordergrund aller Betrachtung. Das Programm, wenn man es überhaupt so bezeichnen will, heißt für ihn letztlich, wie er es selbst einmal ausdrückt: „Freiheit und Schönheit.“

Die Vorbereitung zu der Revolution mit diesem Ziel findet zunächst in einem engen Kreis von wenigen Personen statt; es herrscht in ihm eine strenge, geistige Exklusivität, die soweit geht, daß Landauer das Verhältnis zu den übrigen Menschen, die ihm nicht angehören, als das „einer kühlen, warmen Freundlichkeit, immer verbunden mit Fernhalten“ bezeichnet. Das führt gewiß ab, zerstört das Bild eines Revolutionärs und die Forderungen einer Revolutionierung. Und doch läßt sich diese Exklusivität bis zu einem gewissen Grad rechtfertigen: Es gilt für Landauer zunächst Ideen und Gedanken zu sammeln, in der eigenen Seele und im eigenen Geist reinen Tisch zu machen, bevor er an Wirksamkeit in weiterem Kreis denken kann und will. Diese Klarheit und Festigung läßt sich am besten gewinnen durch eifrigen Disput mit Gesinnungsgenossen. Bald wird es auch tatsächlich anders: der Wirkungskreis wird weiter gespannt. Es kommt die eifrige Mitarbeit am „Sozialistischen Bund“, von dessen Wirkungsfeld Landauer selbst schreibt: „Der Sozialistische Bund jedenfalls will in breiter Öffentlichkeit, in klarster Deffektivität, will auf die Deffektivität wirken.“ Landauer, der durch Vorträge, literarische Aufsätze und Uebersetzerkätigkeit gemeinsam mit seiner Frau Hedwig Bachmann (hauptsächlich bekannt durch die Uebersetzung von Oscar Wilde) manchmal kaum das Leben seiner Familie fristen kann (muß er doch einmal an Freunde mit der Bitte herantreten, ihm eine dauernde gelbliche Unterstützung zu gewähren, daß er überhaupt weiterarbeiten kann), dieser Mann ergreift mit Selbstopferung die Arbeit für „unsere Sache“. Es kommt die Gründung der Zeitschrift „Sozialist“, und der Wiederhall einer hingerissenen, begeisterten Tätigkeit geht zu dieser Zeit durch die Briefe. Man hat einen einzigen Seher, kämpft mit Selbstwierigkeiten und bekommt keine Mitarbeiter herbei. So muß Landauer manchmal den ganzen Inhalt beinahe allein schreiben; aber der Erfolg bleibt nicht aus, bald kann der „Sozialist“ 14tägig statt monatlich erscheinen. Es werden Vorwürfe gemacht von Schweizer Seite, der „Sozialist“ sei für Arbeiterkreise zu schwer verständlich. Voll Wut schreibt Landauer zurück, man dürfe „der Denkfähigkeit und dem Dünkel des Proletariats, an dem die Sozialdemokratie große Schuld habe, nicht nachgeben.“ Gerade in diesem Saß tritt uns sein in Dingen des Geistes unerbittlicher Charakter entgegen. Unbedingte Durchdringung und Folgerichtigkeit kennzeichnet seine ganze Tätigkeit zur Vorbereitung der Revolution, und es ist der größte Vorwurf, den er der Sozialdemokratie macht, daß sie, indem sie den Arbeitern immer mit schmeicheleirischen Redensarten und politischen Schlagworten kommt, ihren Dünkel und vor allem ihre Denkfähigkeit fördere. Der Denker Landauer fordert von allen, die mitarbeiten wollen am Werk der Befreiung, völliges Bewußtsein der Ziele, und ist deshalb wohl immer ziemlich einsam geblieben.

Krieg: die Waffe der Idee.

In der Folgezeit entstehen neben der Arbeit am „Sozialdemokrat“ Werke über die Revolution, dann der als Flugblatt erschienene „Aufruf zum Sozialismus“, alles Hammerschläge, die die geistige Haltung der Offiziellen zertrümmern und die Pforte zur Befreiung helfen aufschlagen wollen. Dann wird die Zeit ruhiger, die literarischen und philosophischen Arbeiten kommen wieder zu ihrem Recht. Man verliert in dieser Zeit den Revolutionär aus den Augen. Bis mit einmal der Krieg kommt! Alle Privatarbeit tritt jetzt in den Hintergrund, es gilt alle Geister aufzurufen. Ueber die Einstellung ist er sich völlig im klaren: „Alles, was wir bringen, bezieht sich auf völlige Ablehnung der Kriegsbrazerei“, schreibt er von der Einstellung des „Sozialist“. Aber geradezu niederschmetternd ist ihm die Enttäuschung, die der deutsche Geist, die die ihm führenden „Dichter und Denker“ bereiten. Nach seinen Briefäußerungen fallen sie um. Freunde und Anhänger schwenken ab, es ist die Feuerprobe auf die von ihm geforderte Gesinnung. Dehmel meldet sich als Freiwilliger. Die Beziehungen zu dem langjährigen Freund Fritz Mauthner werden von Kriegsausbruch an lockerer. Außerlich wohl zeigen die Briefe noch die alte Herzlichkeit, aber man spürt es doch: Die Geister trennen sich, Mauthner (der übrigens, wie er selbst mehrfach ausdrückt, politisch von ziemlicher Passivität ist) kann sich zur Umstellung nicht entschließen, er bleibt bei „seinem Bismarck“. Landauer sieht ein; für diesmal ist es zu spät, der Krieg beginnt und geht unaufhaltsam weiter. Ihn zu verhindern oder zu verkürzen, kann nichts mehr getan werden, es bleibt nur: existens mit allen Mitteln einen künftigen geistig unmöglich zu machen, und zweitens: ihn für die Zwecke einer Revolutionierung der Geister auszunützen. Beides kann nur durchgeführt werden, wenn man „alle starken Menschenstimmen der Gegenwart und der Vergangenheit gegen ihn zu Hilfe ruft“. Es kommt zur Bildung des sogenannten „Fortekreises“, dem Landauer angehört, einer inter-

nationalen Vereinigung zur Verständigung. Aber er zerfällt wieder. Das Ziel einer überstaatlichen geistigen Nation, das Landauer im Auge hat, kann nicht durchgehen. Unbeirrt schreitet nur Landauer selbst seinen Weg weiter: „Leo Tolstoi ist unserer Zeit das große Vorbild des Dichters, der mit dem Spiel aufhörte und ganzen Ernst machte... weil er es ertrug, abseits zu stehen und seine Bahn unbeirrt weiter gegangen ist.“ „Unbeirrt“, das heißt für Landauer vor allem, fern jeder Parteibindung. Er betont das immer wieder ausdrücklich, will sich in einem Brief an Rathenau ausdrücklich vor dem Verdacht der Neigung zum Parteilwesen geschützt wissen. Er sieht in der Partei vor allem das Instrument der Verwirklichung eines persönlichen Machtwillens oder des Machtwillens einer bestimmten Klasse. Von den Sozialdemokraten schreibt er: „Die Leute, mit ganz geringen Ausnahmen, haben kein Kulturwissen, es dreht sich alles um die Macht in der Partei,“ wobei er übrigens Liebknecht ausdrücklich ausnimmt. Neben der Abneigung gegen den Klassenmachtdenken mit ihrer befürchteten Parteibonzenwirtschaft und den zwängigen Parlamentarismus spielt natürlich auch das rein Persönliche in starkem Maß mit. Ihm sind „die Besten immer noch die, die nicht berufsmäßig Politik treiben, die nicht verlernt haben, mit dem Herzen zu denken“. Gerade durch diese Äußerung liegt die Gefahr nahe, ihn mit dem Schlagwort „Idealist“ zu erledigen und als Politiker als unbrauchbar abzulehnen. Auch wenn diese Meinung nicht durch seine spätere Münchner Tätigkeit widerlegt würde, ist das nach den vorliegenden Briefzeugnissen unzutreffend. Er hat hiernach auch während des Krieges schon ganz reale Forderungen erhoben: „Wir werden einen schonungslosen Kampf, vielmehr noch gegen die Verfälscher und Unterdrücker des Geistes, als gegen die wirtschaftlichen Ausbeuter zu führen haben.“ Was er im einzelnen damit meint, lese man in den Briefen selbst.

„Eine Revolution kann nur gelingen, wenn sie positiv bestimmte Ziele hat,“ schreibt er einmal, und kurz darauf (schon 1916) „Die Revolution muß nachgeholt werden, vielleicht ist der Krieg das erste Stadium dazu“. Aber nicht nur die Aufgabe wird von der psychologischen Revolution präziser formuliert, auch die Wirkungsbreite wird bewußt ausgedehnt: Die Exklusivität in privaten geistigen Zirkeln verwirrt Landauer jetzt: „Vor Ausbruch des Krieges hatte meine sozialistische Publizistik fast den Charakter von Privatdrucken. Im Lauf der Kriegsjahre ist das, wie Sie wissen und wie ich weiß, anders geworden.“ Nun aber ist jede gegenstaatliche Wirksamkeit erschwert: Der „Sozialist“ mußte sein Erscheinen einstellen, infolge der Einziehung seines einzigen Seher's. Die Zensur wird immer misstrauischer gegen Landauer, ja, es kommt so weit, daß ihm mehrere Tage, ohne daß er vorher benachrichtigt wird, die an ihn gerichteten Briefe nicht mehr zugestellt werden. Neben der publizistischen Tätigkeit werden Entwürfe von Volkshochschulen gemacht, Landauer tritt mit der „Volkshöhne“ in Verbindung, wird schließlich auf kurze Zeit Dramaturg des Düsseldorfer Schauspielhauses, zu kurz, als daß er von hier aus den Geist der Zeitgenossen hätte beeinflussen können.

Revolution: die Waffe der Tat.

Da kommt, mitten in aller Tätigkeit, plötzlich, wie der Ausbruch des Krieges, der Zusammenbruch und die Revolution. Revolution in München! Landauer wird Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates. Wie ein Sturmwind braust es jetzt durch die gegen früher so knappen Briefe; sie strömen über von jugendlicher Begeisterung des beinahe 50jährigen Mannes, der, körperlich dauernd geschwächt, weil er nie Zeit zur Erholung hatte, und jetzt im wichtigsten Augenblick erst recht keine Zeit hat, sich mit aller bleibenden Kraft der Verwirklichung der „Sache“ hingibt. Daneben hat er dauernd persönliche Sorgen wegen der drei Kinder, die er in Krumbach, wo er Wohnung hat, allein zurücklassen muß (die Frau ist 1918 gestorben), während er in München tätig ist, und die er Angriffen von Seiten der Bevölkerung ausgefetzt glaubt, weil er selbst, das muß man jetzt wissen, ein verhafteter Mann geworden ist, der in den Zeitungen beschimpft wird. Aber trotz alledem, es ist die glücklichste Zeit seines Lebens. Welche Steigerung, wenn man die Entwicklung seiner Tätigkeit betrachtet: Still für sich erarbeitend und mit sich ringend hat er in den Jahren von 1908 bis zum Ausbruch des Krieges sich die Basis geschaffen, hat dann im Krieg und durch den Krieg in der Deffektivität propagieren können, und jetzt kann er handeln! Mit der Folgerichtigkeit, die dem Denken dieses klaren jüdischen Geistes immer eigen war, stellt er sofort praktische Forderungen: „Zusammenschluß der Arbeiter, Kaufleute und Techniker und der Geistigen jeder Art zum Sozialismus.“ Wieder wird jener bewußte Gegensatz zu jeder Klassenherrschaft deutlich. „Nicht Diktatur, sondern Abschaffung des Proletariats muß die Lösung sein!“ Seine alte Idee von den Kulturgruppen taucht als tatsächliche Forderung wieder auf! Landauer sieht die Gefahr für die ganze Revolution in der Einberufung einer Nationalversammlung. „Das bedeutete, daß die Revolution die Pferde ausspannt und in den Stall stellt,“ und an einer andern Stelle: „Das heißt Weiterleben der verlotterten Parteiwirtschaft.“ Der Klassenherrschaft wendet er sich noch einmal mit entschiedenen Worten entgegen. Mitten in der eifrigsten Arbeit kommt das retardierende Moment: Es kommt der von Landauer so sehr befürchtete Parteikomprobiß zustande. Am 25. Januar 1919 schreibt Landauer: „Die Revolution ist auf allen Gebieten total in den Sumpf gekommen, alle sehen sie vor Marxismus keine Wirksamkeit mehr.“ Parteidoctrin, Parlamentarismus und dazu das Bürgertum; Landauer sieht düster in die Zu-

faßt: „Mit Hilfe der Entente wird eine ekelhafte Mischung aus Kapitalismus, Staatsmonopolischer und vom Staat kontrollierter Industrie wiederkommen.“ Wir sind in der vollen Reaktion (sog. „sozialistisches“ Ministerium).“ Da zeigt sich ihm noch einmal ein Lichtblick: Am 7. April, dem Geburtstag Landauers, wird die Räterepublik in München ausgerufen und Landauer von ihr zum Volksbeauftragten für Volksaufklärung ernannt! Nun kann er nochmals, dieses Mal von höchster Stelle aus, sein Programm entwickeln: Zwei Sätze seien aus dem Erlaß Landauers an die Referenten im Kultusministerium zitiert: „Es geht jetzt um völlige Neugestaltung aller dem Geiste dienenden Einrichtungen des Gemeinwesens... Kompetenzstreitigkeiten gehen mich nichts an, mir geht es nur um die Sache und ihre unverzügliche Durchführung. Zu einer solchen Durchführung und Umgestaltung an Haupt und Gliedern ist der Weg der parlamentarischen Gesetzgebung undenkbar.“

Die erste Räterepublik kann sich nicht halten. Landauerschen Ideen ist der Widerhall versagt, denn die Hauptmasse ist in der russischen Richtung der Diktatur des Proletariats orientiert. Das Programm von dem Primat des Geistigen ist dem Denken des einfachen Mannes zu schwer zugänglich. Und so kam es zur zweiten kommunistischen Räteregierung mit der Losung der Diktatur des Proletariats. Sie mußte Landauer seiner ganzen Gesinnung nach ablehnen; er trat von der Regierung zurück. In diesem Rücktritt zeigt sich deutlich der ganze Charakter Landauers, der eben kein Doktrinär war und nicht etwa in agitatorischer und schlagwortartiger Weise seinen Standpunkt den andern aufzuzwingen suchte, um persönlich eine Rolle zu spielen, sondern einfach einsah, daß sein Programm auf diesem Wege nicht durchzuführen war. Auch zog er sich nicht grollend zurück, sondern er schrieb ganz einfach an den Aktionsausschuß der neuen kommunistischen Regierung: „Es liegt mir fern, das schwere Werk der Verteidigung, das Sie führen, im geringsten zu stören!“

Die bolschewistische Regierung kann sich nicht halten. Reichswehr umzingelt München, nimmt die Stadt ein, und unter anderem wird auch Landauer gefangen genommen; er soll erschossen werden. Jemand (nicht er selbst) macht darauf aufmerksam, daß er

ja gar nicht Kommunist sei. Man verspricht die Sache zu untersuchen, aber im Trubel der Ereignisse wird Landauer am 2. Mai doch erschossen.

Der Revolutionär der Zukunft.

Nun hatte der Titel des Aufsatzes eigentlich gelautet: Gustav Landauer, Revolutionär der Zukunft. Darüber sind jetzt nur noch wenige Worte zu sagen, es ist lediglich noch zusammenzufassen, was im vorhergehenden gesagt wurde. Die ganze Tragik und das Verhängnis, an dem Landauer schließlich scheitern mußte, läßt sich in dem einen Satz ausdrücken, daß er den zweiten Schritt vor dem ersten getan hat. Er wollte freie geistige Betätigung der Menschheit ohne den Zwang des Staates und der Partei, und überjah dabei wissentlich und willentlich die erste Stufe: die wirtschaftliche Befreiung. Erst muß die wirtschaftliche Frage gelöst sein, muß die wirtschaftliche Gleichheit geschaffen sein, ehe man daran gehen kann, die geistige durchzuführen. Ein Mensch, der in tiefster wirtschaftlicher Notlage steckt, dessen Heim ein Kellerloch oder ein Speicher ist, wo in einem Raum zehn Menschen leben, und der nicht satt zu essen hat, der kann an seine geistige Befreiung nicht denken, und kann für sie nicht empfänglich sein.

Landauer, obwohl selbst Zeit seines Lebens in materieller Not, empfindet sie nie als das primäre Uebel; ihm war die Not des gefesselten Geistes dringender, und er meinte, es gehe eben so: er rechnete mit lauter Landauern, wenn er mit der Revolutionierung rechnete, er rechnete mit Menschen, die innerlich schon die Freiheit in sich haben, die zum Ertragen der Staatenlosigkeit notwendig ist, vor allem aber mit Menschen, für die es keine wirtschaftliche Frage mehr gibt. Daran mußte er scheitern. Er mußte ferner scheitern, weil er die Kraft des eigenen, vereinzelt Menschen überschätzte, der, obwohl dadurch menschlich sympathischer, Ideen glaubte in Taten umsetzen zu können, ohne sich einer Organisation, einer Partei, einer Klasse anzuschließen, ohne, und das ist das endgültig Entscheidende, eine Masse hinter sich zu haben. Für Landauer war die Zeit noch nicht reif, nicht geistig und nicht wirtschaftlich. Sein Tod ist nicht symbolisch für den Tod seiner Sache, sondern dafür, daß sie eben noch nicht lebensfähig war.

Leonhard Adelt / Mägde, die am Fenster singen

Karoline, genannt Lina, das Mädchen für alles bei Fr. W. Schmittmann, Kolonialwaren en gros und en detail, lehnte am Gassenfenster des vierten Stockes, hielt den Fensterrahmen an ihre Brust gedrückt und sang mit mehr Gefühl als Reinheit die „Klage des Gefangenen“ in den aphattierten Hof hinab:

Steh ich hier am Eisengitter
in der stummen Einsamkeit,
Klage laut und weine bitter
Klage Gott mein Herzeleid . . .

Die gefühlvollen Töne flatterten hilflos in den steinernen Trichter, schrakten vor einer brummigen Stimme im Erdgeschloß zurück, wo der Hausherr wohnte, klopfen gegen Küchenfenster, die sich öffneten, während die Mägde dahinter halblaut die schmachtende Melodie aufnahmen, und setzten sich wie matte Schmetterlinge auf eine Fensterbank des Hinterhauses, wo ihnen ein bebrillter Herr aufmunternd und gleich alten Bekannten zunickte. Seine Erinnerung sprang um drei Jahrzehnte zurück, er war ein kleiner Bub auf dem Lande und lauschte, an die Knie der Großmutter gedrückt, den Liedern der Mägde, zu denen der Mutter Spinnrad die Begleitung summt.

Lina, sein pausbäckiges Gegenüber, hatte mittlerweile Gesellschaft bekommen, denn es ging auf Feierabend: eine piepsig hohe und eine ganz tiefe Frauenstimme — schier ein Paß — flossen ein, als sie nun anhub:

Ein Edelmann ritt vor's Tor hinaus,
die Schäfrin weidet die Lämmlein draus . . .

Der Bebrillte stutzte: auch dieses Lied war ihm bekannt, und doch klang es ihm jetzt fremd ins Ohr. Er griff in seine Bücherreihe, schlug bei Elwert, bei Herder und in „Des Knaben Wunderhorn“ nach, und während er es dort in anderer Fassung wieder fand, sah er sich als Kind unter Kindern das Reigenspiel von Schäfer, Schäferstochter und Edelmann in einer wieder anderen Textfassung spielen. Das Liedchen vom Amor fiel ihm bei, der seine Liebste sucht und aus dem ihre Kindheit einen Adam gemacht hatte, und das schaurige Lied von dem habgierigen Müller, der Frau und Kind für schnödes Geld an Mordbuben verschachert. Alle sie waren schlagende Beweise für die Selbständigkeit, mit der das Volk seine Lieder behandelt und nach Gefallen modelt, so daß man es in der Tat, ob auch das Lied ursprünglich von einem einzelnen herrührt, auch in dieser Hinsicht als den Dichter ansprechen darf.

Lina und ihre Berufs- und Sangesgenossinnen hatten sich am Gassenfenster und Tändelnden genug getan und waren zur Schauerballade übergegangen:

In einer finstern Mitternacht,
in der ja nur die Gule wacht,
stand an der Tür ein Räuberheer
mit Dolch, Pistol und Mordgewehr . . .

Rein lyrische Stücke wie jene „Klage des Gefangenen“ sind verhältnismäßig selten. Das Volk ist leicht beweglich wie ein

Kind. Lachen jagt sich mit Weinen, das tragische Moment löst sich in Tändelei auf, wie in dem Wechselgesang von Schäferin und Edelmann. Am häufigsten knüpft es sein lyrisches Empfinden: Heimatsehnen, Liebesklage, Elternschmerz, an ein möglichst romantisches und tragisch verlaufendes Geschehnis an. An dieser Verknüpfung des subjektiven Empfindens mit objektiv darzustellender Handlung, die immerhin schon eine gewisse technische Fertigkeit erfordert, scheitern die meisten balladenartigen Volkslieder: das Gefühl schlägt in Sentimentalität um, das Tragische soll durch Häufung des Schaurigen und Grauenshaften verstärkt werden oder wird damit verwechselt. Der Lauscher an der Fensterbank schmunzelte, als Lina jetzt allein zu singen anhub:

Eine Heldin wohlgezogen
mit Nam' Elisabeth,
sie schoß mit Pfeil und Bogen
so gut als Wilhelm selbst.

(— wie Wilhelm Tell, verbesserte stillschweigend der Philologe.)

Ein Ritter jung an Jahren
mit Namen Eduard
bei einem Ringelspiele
in ihr verliebet ward.

(— in sie, verbesserte der am Fenster mißbilligend und schon etwas lauter.)

Er bot ihr in der Stille
den schönsten Rittertrauß,
doch nichts brach ihr den Willen —
Sie wies sie alle aus.

Da tut er den Schwur, sie solle ihr Leben lang um ihn weinen; er hütet sich in eine Bärenhaut, und die Spröde, eine große Jägerin vor dem Herrn, erschleht ihn auf der Jagd.

Sie weint, sie säreit, sie jammert,
reißt sich die Haare aus,
setzt sich aufs Pferd und reitet,
halb tot, halb Leich, nach Haus.

Und nach Verlauf sechs Wochen —
von Gram verzehrt sie ward —
begräbt man Elisabeths Knochen
im Staub des Eduard.

Ein Schluchzen des Mitleides und der Nührung brachte die Schlusstrophe bedenklich ins Wanken, und der Herr im Fenster entsann sich deutlich der Schauer, die ihn einst bei den gesungenen Moritaten der heimatischen Jahrmärkte überlaufen hatten. Diese Volksballaden, die Villenron in seiner „Bunten Beute“ drollig parodiert hat, geben würdige Seitenstücke zu den überromantischen Kolportageromanen ab, deren Klassiker Goethes Schwager Vulpius, der Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“, ist. Ein ganzer Reigen solcher Schauerballaden zog an der Erinnerung des Mannes vorüber, und wo ihm der Wortlaut entfallen war, da wußte

er doch ihren Inhalt noch: Ritter Ewald kehrt vom Kampfe heim, ein Grab kündigt ihm den Tod der geliebten Witna oder Wina, Gebrochenen Herzens stirbt auch er. — Eine Mutter eilt an das Lager ihres in der Schlacht verwundeten Sohnes, er ist gestorben, sie bricht tot an seiner Bahre zusammen, und wie in Schillers „Tell“ bei Gessler's Tode alsbald barmherzige Brüder zur Stelle sind, so begraben hier Nonnen die arme Mutter, dort Mönche den treuen Ritter Ewald. — Ein Räuber überfällt einen Reisenden und findet bei ihm ein Medaillonbild seiner Mutter: der, den er eben ermorden wollte, ist sein Bruder . . . und

„Dann küßten sie, dann küßten sie sich beide:
„Ein Herz und eine Seele woll'n wir sein!“

Karoline, das Mädchen für alles, hatte mit ihrer wohlherzogenen Heldin Elisabeth offenkundig einen starken Erfolg gehabt; das stachelte den Ehrgeiz von Marie, dem Zweitmädchen von Majors, es ihr gleich zu tun. Sie war die piepsige Stimme und sang:

Christinchen saß im Garten,
ihren Bräutigam zu erwarten.
Das hatte sie schon lange am Himmel gesehen,
daß sie im Rheine müß' untergehn.

Da kam eine Kutsche gefahren
mit siebenundsiebzig Wagen.
Die eine, die war mit Gold beschlagen,
darin sollt' Braut Christinchen fahren.

Sie fuhren wohl längs dem Wege,
begegneten sie einer Schwalbe:
„Ach, Schwalbe, du fliegst, wo Freude ist —
ich aber müß, wo Trauer ist!“

Sie fuhren wohl über die Brücke,
das Brett brach in der Mitte.
Dahin fiel Christinchen, die schöne Braut,
in's tiefe Wasser ward sie getraut.

Der Vater stand von ferne
und sah sein Töchterchen schwimmen:
„Ach, hält' ich doch ein seidenes Band,
das ich könnt' knüpfen an ihre Hand!“

Die Mutter stand von ferne
und sah ihr Töchterchen gerne:
„Könnte dies, könnte das wohl möglich sein,
daß sie ertrunken ist in dem Rhein!“

Der Bräutigam zog das Messer
und dachte, so ist's besser:
er stachte sich ins eigene Herz
vor lauter Liebe und lauter Schmerz.

— ihr Töchterchen gerne = ihr liebes Töchterchen“, interpretierte der gewissenhafte Philologe und lächelte über das naive Bemühen des Liedes, Formen der Kunstpoesie nachzuahmen; in diesem Falle möchten der erste und dritte Vers dem Zuhörer die Ahnung des tragischen Verhängnisses, eine gewitterschwangere Stimmung übermitteln.

Der Samstagabend füllte den Hof mit Dunkel, eine einzelne Gaslaterne blinzelte schläfrig zu den Mädchen empor, die sich vor ihren eigenen Liedern zu grüßeln begannen und in der zärtlichen Stimmung des Abends von den Mordgeschichten zu dem Urthema Liebe zurückflüchteten. Ein aufgebracht Schelten aus dem Erdgeschloß hatte das Flurfenster im vierten Stock heftig zuschlagen lassen, der Bauscher im Hinterhaus konnte dem Text nunmehr brockenweise folgen: Zu einer Jungfrau tritt ein Jüngling — „gedankenverfunken, ich ward es nicht gewahr, daß nahe in der Ferne ein Jüngling bei mir war.“

Er versichert, ihr Robert sei gestorben, und sie jammert:
Mein Gott, was muß ich hören, was muß ich halten aus!
Ich raufe mir die Haare und reiß sie alle aus!“

Da schwenkte der Jüngling noch dreimal seinen Hut:
„Ade, du Feinstliebchen, ich bin dir herzlich gut!“

Der Schluß verblüffte den bekräftigten Herrn. Aufscheinend ist — ähnlich wie in dem wundervollen alten Volksliede „Es sah eine Linde ins tiefe Tal“ — der fremde Jüngling mit ihrem Geliebten identisch: in ihren Schmerz und ihre Sehnsucht ganz eingesponnen, erkennt sie ihn nicht, worauf er — wohl nicht empört, sondern über ihre Treue beruhigt — schnurstraks kehrt und sich wieder auf und davon macht, der Vagabund, der!

Hier Mädchenstimmen summten jetzt das Lied von der ungetreuen Gärtnerfrau:

Müde kehrt der Wandersmann zurück
nach der Heimat, seiner Liebe Glück.
Doch bevor er tritt in Diebchens Haus
kauft er ihr den schönsten Blumenstrauß.

Die Gärtnerfrau ist aber keine andere, als die Geliebte: sie hat ihm die Treue gebrochen . . . Die Mägde kannten es alle, dieses feine und reine Gedicht, und der Philologe wunderte sich, es weder bei Herder, noch in „Des Knaben Wunderhorn“ zu finden. Inmitten der rührenden Unbeholfenheit und kläglichen Mache der Moritaten stieß er hier auf eine lyrische Perle, worin sich der Hang des Volkes zur Schwermut — des deutschen Volkes, das darin den Slawen näher steht als den Romanen — ergreifend ausdrückt. Ein Kindergrab taucht vor ihm auf, das Grab seines Schwesterchens. Darauf stand, halbverwischt von drei Jahrzehnten, ein kleines Volkslied eingemeißelt:

Vater, wenn die Mutter fragt:
„Wo ist unser Liebling hin?“
sag's ihr, wenn sie weint und klagt,
daß ich in dem Himmel bin.

Vater, wenn die Mutter weint,
trockne ihr die Tränen ab,
pflanze, wenn die Sonne scheint,
eine Träne mir aufs Grab.

Die Mägde hatten aufgehört zu singen; ihr gedämpftes Schwaben mischte sich mit dem matten Lärm der Straße. Der Mann am Fenster schüttelte den ergrauenden Kopf in die Hand und träumte sinnend in die Nacht.

Friedrich Singer / Der Gottsucher

Der Knabe.

Schon frühe war ich ein verückter Vetter;
am Fenster stand ich halbe Nächte nackt,
von Deiner Größe innerlich gepackt,
Du Weltallschöpfer überm lichten Aether!

Ich brauchte keinen ausgemachten Akt
und keinen wehrbranschwingenden Vertreter:
Da, nimm mich, Gott! Und also blieb es später,
nur kühlte sich der heiße Schlafentakt.

Dann aber kamen tolle Zweifelsjahre:
Ich höhnte siech, was gläubig sich bekennet,
und nur das Denken galt, das nüchtern-klarel

Nun kommt zurück, der irrend sich getrennt,
und naht sich schüchtern Deinem Hochaltare:
dem blauen, sterndurchflamnten Firmament.

Der Jüngling.

Und Nächte waren voll geheimer Tiefe,
da ich Dich ganz in meinem Herzen trug . . .
Ich wußte sicher über allem Lug,
daß Deine Stimme aus dem Dunkeln rief.

Und schwiegst Du, o Gewaltiger: Ich schlug
die Blätter auf in Deinem Welkenbriele,
das Sternlicht aber war die Hieroglyphe,
die ich entzifferte mit Recht und Lug.

D satte Stunden tiefster Einsamkeit,
da ich mich fühlte als kristallne Wase,
bis an den Rand erfüllt von Trunkenheit . . .

Und plötzlich schäumte in dem klaren Glase
die Seele über, wurde groß und weit:
Und ich versank in mystischer Ekstase!

Der Mann.

Dies tat der Jüngling — sprich: was tut der Mann?
Zuweilen muß auch er ans Fenster treten,
doch nur in müden, schweigenden Gebeten,
die nie verraten, was die Seele sann.

Noch immer lebt er halb im bösen Bann
der Jahre, da sich alle Dinge drehten,
die Sterne neblig rauchten wie Kometen,
und Gott ein Göthe war, ein Welttyrann . . .

Dann kommt es, daß ein scharfer Opferstrom
von Worten anhebt, flammend aufzusteigen
und hochzuwirbeln an den blauen Dom.

Doch er bezwingt sich, ehrlich noch zu schweigen,
und nur ein feiner, kränzelnder Arom
darf aufwärts zittern zu dem Sternereigen.